**Buchvorstellung TANNENZWEI von Christine Korte**

Einen Brief zu schreiben, die Worte zu wählen, innezuhalten, zu korrigieren, zu verwerfen und zu tilgen, neu anzusetzen, um besser, bemessener oder reicher zu formulieren, scheint heute eine alte, fast überkommene Tugend geworden zu sein. Wo die Flüchtigkeit digitaler Kommunikation den Alltagsrhythmus bestimmt, wirkt der Verfasser eines Briefs, der noch den oft mehrtägigen Postweg zurücklegen muss, fast ein wenig altmodisch, obsolet, auch ein wenig anrührend in der Vorstellung eines abgeschiedenen Schreibens, dem Moment, da Stift oder Feder langsam das stets geduldige Papier füllen.

Christine Korte ist stets eine eifrige, eine mitteilsame, eine zuverlässige Korrespondentin, die sprachmächtig und innovativ, selbstironisch, mal etwas melancholisch, dann wieder humorvoll und kritisch reflektiert die ganze Welt ihres Erlebens zu Papier bringt. Ihre zuverlässig eintreffenden Jahresbriefe kurz vor Weihnachten, dem Fest der Feste, sind persönliche Retrospektiven, wortreiche Rückblicke auf 12 Monate, immer von einer ansteckenden Begeisterung über das Geschaute und Erlebte, das nicht immer groß und eindrucksvoll sein muss, das man einfach mit ihr entdecken kann, nur weil sie einen darauf verweist.

Man sollte ihre Briefe immer mehrfach lesen; erst dann fallen einem die sorgsam gewählten Worte, die fein gedrechselten Sentenzen auf, die vielfach die konventionellen Bedeutungsebenen erweitern, weil die Verfasserin einem vordergründigen Sprachgebrauch misstraut, ihr Sprache zu wichtig ist, als dass sie nicht den gewählten Begriff in seiner vielfach übersehenen Vieldeutigkeit untersucht und abwägt. Der Umgang mit Worten ist für Christine die Suche nach ihrer übersehenen, teilweise unterschlagenen Semantik, nach der Lust, ihre Grenzen auszuloten, ja zu durchbrechen. Man nehme ihre atmosphärisch dichten Weihnachtsbilder, die „tannenumkränzt“ und „lichterfüllt“ fast jeden dieser Briefe beschließen. Hier ordnet sich das überstrapazierte, traditionelle und ökonomisch missbrauchte Vokabular adventlicher Stimmungsvaleurs auf einmal neu, hier schafft die Verfasserin ungesehene, ungelesene Bilder von einer erfrischenden, kraftvollen Modernität.

Es war nur folgerichtig, dass Christines Begabung, Sprache zu formen und zu gestalten, einmal aus dem Privaten ins Öffentliche streben musste. Natürlich hat sie sich nie der Bitte verweigert, aus welchem Anlass auch immer, zu dichten und zu reimen – für die Familie, den Freundeskreis, die Schule. Bewundernswert, wie leicht, nicht im Sinne von leichtfertig, sondern vielmehr im Sinne von gekonnt, sie Worte aneinander reiht, verschränkt, zu Satzgefügen auftürmt, um sie wieder stakkatohaft herunterzubrechen und zu verkürzen.

Aus Reimen wurden Gedichte, aus Prosaskizzen Kurzgeschichten, jetzt liegt ein ganzer Roman vor. Da begegnen und schreiben einander Menschen, die sich lieben, einander vertrauen, sich betrügen, lügen, verlassen, bereuen und sich die alte Frage nach dem richtigen Weg stellen, danach, ob das bisher gelebte Leben mit allen Glücksmomenten, Enttäuschungen, Investitionen und Entbehrungen das richtige gewesen ist, ob irgendwann einmal vielleicht die falsche Abzweigung genommen wurde. Und natürlich lässt diese Verfasserin sie Briefe schreiben, immer wieder unterbrechen diese – aufgefunden in den Schatzkammern der Erinnerung – die Erzählhandlung, um Momente der Reflexion zuzulassen: über sich, den Briefpartner, die Zeit, die verflossen ist, das bevorstehende Fest. Denn es sind Jahresendbriefe, Weihnachtsbriefe, es sind Christines Briefe, jetzt – aus dem Privaten ins Öffentliche gerückt – zwei Korrespondenzpartnern übereignet, denen die Verfasserin die Autarkie von literarischen Gestalten gibt: Gestalten, die sich über das Geschriebene charakterisieren, kennenlernen, annähern, bis sie der Roman in aller Realität zusammenführt. Es sind unterschiedliche, kunstvoll eingezogene Erzählebenen, die sich hier verschränken und dem Roman eine ganz spezifische, tragfähige Tektonik verleihen.

Wer Briefe schreibt, ist oft ein rastloser Reisender, den es drängt, neue Orte, Erlebnisse und Erfahrungen mitzuteilen und andere daran teilhaben zu lassen. Die Literatin, die wir heute mit ihrem Romandebüt feiern wollen, hat ihr Domizil in einer kleinen norddeutschen Stadt gefunden, es zu einer Dichterwerkstatt ausgebaut, in der sie zwischen Ererbtem und Erworbenem, zwischen Bildern der Jahrhundertwende und Goldrandgeschirr die Bücher ihrer favorisierten Autoren gestellt hat: Rilke, Kleist und natürlich Goethe. Fast will sich ihr kleines Gartenhaus als unausgesprochene Reminiszenz an den Olympier in Weimar verstehen. Und doch ist auch sie – trotz dieses bewussten Entscheids für die Sesshaftigkeit, die sie auch mit einigen Personen ihres Romans teilt – eine nimmermüde Reisende, denen die Menschen ihrer Realität aber auch der poetischen Fiktion unerschöpfliche Kosmen der analysierenden Betrachtung bieten.

Wer Christines Psychogramme, sagen wir einfacher: Einschätzungen kennt, sich manchmal fast dabei beängstigend von ihr ertappt fühlt, der spürt, dass hier jemand auf Reisen ist, auf Reisen durch die oftmals verschlossenen Seelenkammern, die es aufzubrechen gilt, um des Erlebten und Verdrängten gewahr zu werden. Familie und Freunde, Kollegen und Schüler werden sich vielfach des frappierenden psychologischen Einfühlungsvermögens unserer Autorin erinnern. Dass sie diesen Erkenntnisreichtum, sprachmächtig überwölbt, in fiktiven Figuren hat einfließen lassen und ihnen eine literarische Realität geschenkt hat, in der sie nun ihr eigenes Leben führen können, und dass sie uns an diesem teilhaben lässt, das kann ihr heute Abend nicht genug gedankt werden.

Wer Christine so lange kennt wie ich, der erinnert sich immer einer der ihr eigenen Redewendungen. Gab oder gibt es ein Erlebnis, eine Anekdote, zu erzählen, beginnt sie oft mit der (natürlich) rhetorisch gemeinten Frage „Möchtest Du die Geschichte hören?“. Wie schön, dass wir diese, Deine Geschichte, nicht nur hören, sondern auch ab heute lesen können. Dir, Deinem Buch und dem Verlag viel Erfolg mit „Tannenzwei“!

Wolfgang Türk